

Den Habitus der Wachsamkeit verstehen. Annäherungen an eine globale Geschichte der Monokultur

Ein Gespräch mit Frank Uekötter auf der „Grauen Couch“

Im Wintersemester 2021/2022 referierte der Historiker Frank Uekötter¹ im Forschungskolloquium „Herausgefordertes Leben. Seuchen bei Menschen, Tieren, Pflanzen“. In dem hier veröffentlichten Gespräch auf der (digitalen) „Grauen Couch“ geht es um die Herausforderungen, die Seuchen im Kontext der heutigen globalen Landwirtschaft darstellen. Zugleich stellt Uekötter sein neues internationales Forschungsprojekt zur Genese der globalen Monokultur als neuen Königsweg zu einer Geschichte der Landwirtschaft in der Moderne vor.²

Michaela Fenske: Sie waren für das Forschungskolloquium im Kreise unseres Lehrstuhl-Teams ein absoluter Wunschgast. Das hing mit Ihrer beeindruckenden Habilitation „Die Wahrheit ist auf dem Feld“ zusammen. Diese empirisch dichte Studie weckte bei uns die Hoffnung, dass Sie auch mit Blick auf das Thema des Kolloquiums das Historische und das Gegenwartige verbinden. Wir erhofften uns Erklärungsvorschläge dahingehend, was die Wahrheiten von gestern mit den Möglichkeiten von morgen sowie mit den Herausforderungen von heute zu tun haben. Also direkt gefragt: Was fällt Ihnen als jemand, der sich viel mit landwirtschaftlicher Produktion beschäftigt hat, spontan zum Thema unseres Kolloquiums ein?

¹ Frank Uekötter war Professor für Environmental Humanities an der Universität Birmingham und ist ab Juni 2023 Professor für Technik- und Umweltgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum. Seine Habilitation war der Wissenschaftsgeschichte der deutschen Landwirtschaft gewidmet (Uekötter 2010). Von seinen in den letzten Jahren veröffentlichten Schriften sollen hier neben den im Text genannten Arbeiten die Veröffentlichungen über Kernenergie in Deutschland (2022), Umweltpolitik (2021) und die Geschichte des bayerischen Landesverbandes für Vogelschutz (2020) genannt werden.

² Vgl. „A Global History of Monoculture“, <https://youtu.be/j72s4nCoMEw>, 4. Februar 2023.

Frank Uekötter: Das Erste, das mir mit Blick auf Seuchen und Epidemien durch den Kopf geht, ist, dass diese für Landwirte keine neue Erfahrung darstellen. Die Erfahrung, epidemischen Gefährdungen ausgesetzt zu sein, gehört von Anfang an zur modernen Landwirtschaft. Ob Schweinepest, Maul- und Klauenseuche oder BSE (Bovine Spongiforme Enzephalopathie) – es gibt eine lange Tradition des Lebens mit Tierseuchen. Das war und ist freilich eine Erfahrung der Insider. Auch auf dem Höhepunkt der Corona-Pandemie, als Journalisten verzweifelt nach neuen Blickwinkeln auf das Thema suchten, gab es kaum Versuche, mit Landwirten ins Gespräch zu kommen, die die einschlägigen Gefühlslagen nur zu gut kannten: die Angst, die Unsicherheit, die Hilflosigkeit, die rigide Reglementierung alltäglicher Verrichtungen.

Darin spiegelt sich, wie sehr die urbane Mehrheitsgesellschaft das Sensorium für materielle Ressourcen verloren hat. Seit den Wirtschaftswunderjahren der jungen Bundesrepublik lebten wir im Grunde genommen in westlichen urbanen Gesellschaften beinahe in einem Stadium der Unschuld. Es war verlockend zu glauben, dass Essen, Energie, mineralische Rohstoffe einfach zu uns kommen, ohne dass wir uns sonderlich darum bemühen müssten. Hier und da gab es Probleme, aber dafür hatten wir technische Lösungen. Preisanstiege im Zuge von Krisenerfahrungen blieben kurzzeitige Episoden. Dass die Nutzung von Energie sowie die Produktion und Versorgung mit (gesunden) Lebensmitteln alles andere als selbstverständlich sind, dies vergessen zu haben, ist ein Privileg, das historisch nur sehr wenige Gesellschaften hatten.

Würden Sie sagen, dass man sich in der landwirtschaftlichen Produktion der Vulnerabilität eher bewusst gewesen ist und sich auch bewusst gehalten hat?

Man lernte eher, damit zu leben. Bewusstsein ist ja eigentlich mehr als verinnerlichte Handlungsrouninen. Für Bewusstsein braucht man Worte, und die hatten auch gestandene Profis nur begrenzt. Wenn wir von der Eigenmacht des Lebendigen reden, dann reden wir über etwas, das nur bis zu einem gewissen Punkt mit Sprache zu fassen ist. Ich vergleiche die Situation, die wir als Agrar- und Umwelterforschende jetzt gerade erleben, mit der Situation der Islamwissenschaft nach dem 11. September 2001: Plötzlich wird die Expertise einer Dis-

ziplin und die Kommunikation mit Kollegen zur Be- und Verarbeitung des Erlebten gebraucht. Wir brauchen einen Metadiskurs, in dem wir den Umgang mit dem nicht Kommunizierbaren diskutieren. Wenn man mit diesem Blickwinkel auf den Umgang mit Pandemien in der Landwirtschaft schaut, dann kann man eine Menge sehen.

Was kann man sehen, wenn man unter diesem Blickwinkel auf den Umgang mit Epidemien in der Landwirtschaft schaut?

Der Umgang mit Epidemien in der Landwirtschaft hat seine Eigenheiten. Hier fügt man sogenannten Nutztieren routinemäßig Dinge zu, die sich im Umgang mit Epidemien in menschlichen Gemeinschaften verbieten. Die Keulung ganzer Viehbestände ist ein Extrembeispiel dafür, aber auch die Beschränkung von Mobilität oder Eingriffe in die körperliche Unversehrtheit von Tieren gehören dazu. Es geht mir deshalb weniger um Erfahrungen, die wir aus dem agrarischen Feld einfach übernehmen können, als vielmehr um einen bestimmten Habitus der Wachsamkeit. In der heutigen Landwirtschaft muss man täglich mit der Möglichkeit eines Seuchenausbruchs umgehen. Wenn beispielsweise das Schweinepestvirus es schafft, in einen Massentierstall vorzudringen, dann sind die Folgen katastrophal. Das bedeutet für alle, die in der Landwirtschaft arbeiten, einen unglaublichen mentalen Stress. Und es gibt nichts, was diese Menschen diskursiv dagegen machen könnten. Sie können sich nicht einreden „Das ist nicht so schlimm“ oder „Es passiert schon nichts“ – denn dann ist man auf dem besten Weg, die eine fatale Nachlässigkeit zu begehen. Was in dieser Situation passiert, ist die Flucht in die Routine, in festgelegte Verhaltensweisen wie die strikte Einhaltung von Hygienerichtlinien, die genaue Kontrolle von all den Stoffströmen der jeweiligen landwirtschaftlichen Produktion, die penible Dokumentation. Wo die Worte fehlen, regiert die Verhaltensdisziplin. In dem Moment, in dem man über die Sinnhaftigkeit einzelner Verhaltensweisen nachdenkt, wird es schnell kritisch. Diesen Habitus zu verstehen und einzuordnen, das ist ein ganz wesentlicher Teil dessen, was ich jetzt gerade versuche: eine globale Geschichte der Monokultur zu schreiben.

Also geht es im Grunde genommen darum, dass ich als Landwirtin eine bestimmte Haltung inkorporiere, um meine Arbeit unter den heutigen (monokulturellen) Produktionsbedingungen machen zu können? Wenn ich z.B.

Schweinezüchterin bin, dann habe ich eine bestimmte Art und Weise, mit meinen Tieren sowie mit den mit dieser Ökonomie verbundenen Gefahren umzugehen. Eine dieser Gefahren ist im Augenblick die Schweinepest. Als Landwirtin habe ich ein Verhaltensset inkorporiert und biete auf diese Art und Weise den Problemen die Stirn. Verstehe ich das richtig?

Das ist gemeint. Es umfasst aber auch eine besondere mentale Herausforderung. Sie müssen in der Lage sein, mit zwei Denksystemen umzugehen: Das eine sind die routinisierten Abläufe der heutigen Massentierhaltung. Weil viele Tiere in einem Stall leben, beherzigen Sie strenge Regeln, die bisweilen sogar noch strikter sind als die, die Sie heute auf einer Intensivstation einhalten müssen. Zugleich gibt es aber zum anderen bei Ihnen als Landwirtin ein Bewusstsein dafür, dass das alles so nicht funktioniert und dass das System Ihrer Wirtschaftsweise äußerst fragil ist. Sie haben die Schweinepest erwähnt: Die afrikanische Schweinepest ist auf dem Vormarsch und wird auf absehbare Zeit zur deutschen Veredelungswirtschaft gehören. Mit dieser Realität müssen Landwirte umgehen. Dabei haben sie ebenso die Logiken der Fragilität des eigenen Regimes wie die rigide Notwendigkeit der Verhaltensroutinen im Kopf. Und sie müssen sich in ihren Alltags der Notwendigkeiten beider Denksysteme bewusst rational verhalten. Der amerikanische Schriftsteller F. Scott Fitzgerald hat das Problem des Zusammenhaltens verschiedener Denklogiken treffend zusammengefasst, wenn er schreibt: „The test of a first-rate intelligence is the ability to hold two opposed ideas in the mind at the same time, and still retain the ability to function.“ (2018: 58) Das ist genau das, was man in der Landwirtschaft heute können muss.

Während ich Ihnen zuhöre, erinnere ich mich an die Dissertation der Empirischen Kulturwissenschaftlerin Barbara Wittmann (2021). Wittmann hat über Intensivtierhaltung geschrieben und auch darüber, wie es den Landwirten damit geht. Sie beschreibt, wie es den Landwirten selbst hochgradig unwohl in der Situation ist, und zwar nicht nur aufgrund der enormen finanziellen Belastung ihrer Betriebe, sondern auch wegen der negativen Außenwahrnehmung ihres Berufes.

Das sind aus meiner Sicht zwei verschiedene Dinge. Das eine ist die Situation der landwirtschaftlichen Praktiker, ich nenne sie mal ganz bewusst nicht Bauern. Diese leben in einer durch und durch urbani-

sierten Gesellschaft, die den Kontakt zu landwirtschaftlichen Praktiken immer mehr verliert. Und damit sind landwirtschaftliche Produzenten innerhalb der Gesellschaft mit ihren Erfahrungen und Lebenserfordernissen auch isoliert. Lange Zeit gab es ein kollektives Gedächtnis, der ländliche Raum ist ja eigentlich der klassische Sozialisationsraum Alteuropas, gefüllt mit Geschichten ruralen Lebens von Eltern oder Großeltern. Diese Erinnerungen scheinen nun endgültig zu verschwinden. Damit wird die Fremdheit gegenüber der Agrarproduktion immer größer. Was neu entsteht, knüpft kaum an vergangenen Erfahrungen an, ist sich der jeweiligen historischen Erfahrungen auch eher nicht bewusst. Urban Gardening zum Beispiel ist mir in vielerlei Hinsicht sehr sympathisch, aber es hat mit Agrarproduktion unter heutigen Bedingungen nichts zu tun. Deshalb ist es absurd, die hier gemachten Erfahrungen auf heutige landwirtschaftliche Produktion insgesamt zu übertragen, wie es mitunter geschieht. Die Fremdheit mit Blick auf Produktionsbedingungen ist ja etwas, das wir vergleichbar auch in anderen Bereichen erleben: Wir leben in einer hochgradig spezialisierten Gesellschaft, in der Produktionsprozesse in Einzelschritte zerteilt erfolgen, unabhängig voneinander, teils in aller Welt verstreut.

Diese Situation wäre vielleicht von den Produzenten auszuhalten, wenn die Menschen in der Landwirtschaft einen klaren Plan, ein klares Paradigma, hätten. Den aber gibt es nicht, und das hat meines Erachtens mit dem Konzept Monokultur zu tun. Inzwischen geht es in vielen agrarischen Produktionsregimes darum, sich ausschließlich auf ein Produkt zu konzentrieren: seien es jetzt Schweinehälften, Eier oder Milch. Man würde erwarten, dass es dafür eine rationale, nachvollziehbare Erklärung gibt – aber die fehlt. Was es gibt, sind eine Menge Begründungen dafür, warum man mit Vielfalt eigentlich besser fahren würde.³ Nicht zuletzt ist Vielfalt ein wesentlich ökonomisch motiviertes Argument, denn Diversität sichert gegen Preisfluktuationen in der modernen Ernährungswirtschaft ab. Oft können auch Arbeitskräfte besser genutzt werden. Es gibt viele theoretische und praktische Gründe für mehr Vielfalt in der Landwirtschaft, aber diesem Weg folgt man in der globalen Moderne nur selten. Das produziert eine Menge mentalen Stress. In anderen gesellschaftlichen Bereichen gibt es so etwas wie ein Leitmotiv, das kognitive Sicherheit liefert: Zum Beispiel kann man bei der Marktwirtschaft oder der Justiz ein Grund-

³ In diesem Sinne Fenske/Peselmann/Best 2021.

prinzip identifizieren, wie es funktionieren sollte. An dem kann man sich dann festhalten. Wir wissen alle, dass die Realität komplizierter ist, aber man hat zumindest ein Prinzip. Landwirte müssen dagegen seit Jahrzehnten mit einem Zustand kognitiver Anomie leben. Sie müssen ein Produktionsregime reproduzieren, das gar nicht stabil sein kann.

Warum „müssen“ sie das? Ihr Leben im Falschen gestalten?

Es gibt – pace Adorno – durchaus ein wahres Leben im Falschen. Es ist nur ziemlich unbequem und letztlich nur als Produkt langer historischer Prozesse zu verstehen. Deshalb lohnt der klassische Ansatz des Historikers, zu schauen, wie der Weg hin zu diesen monokulturell strukturierten Produktionsregimen aussieht. Was sofort auffällt: Diese Regimes sind relativ jung. Sicher, es gab sie teils lange vor dem 20. Jahrhundert. Zuckerplantagen in der Karibik gehören dazu, Baumwollplantagen im amerikanischen Süden vor dem Bürgerkrieg oder auch die Kautschukplantagen in Liberia. Das sind allerdings außereuropäische Erfahrungen. Und daher konnte man das Wissen darum auch kognitiv externalisieren. Seit 1945 ist das jedoch immer weniger möglich, weil sich Spezialisierung der Agrarproduktion seither auch in westlichen Industriegesellschaften in ihrer ganzen Brutalität durchsetzte. Die mit Monokultur verbundenen quasi-kolonialen Situationen entstanden überall dort, wo sich Monokulturen behaupteten.

Wenn wir uns Gebiete intensiver Landwirtschaft anschauen, dann sehen wir immer wieder: Das sind Regionen, in denen eigene Regeln gelten. Das, was wir uns ökonomisch, sozial, auch gerade tierethisch in urbanen Gesellschaften angeeignet haben, ist in diesen Gebieten suspendiert, weil hier ein Produktionsregime dominiert, das alle Menschen zu seinen Marionetten macht. Die Regeln, die ich oben erwähnte, die Alltagsroutinen in der Massentierhaltung, sind ein Ausfluss dieses Produktionsregimes, das Menschen, Tieren und Technologien seinen Willen aufdrängt.

Im Grunde genommen hat man etwa im Schweinefleisch produzierenden deutschen Nordwesten, dem Oldenburger Münsterland⁴, Strukturen geschaf-

⁴ Zu den Logiken und Herausforderungen des Wirtschaftens im deutschen ‚Schweinegürtel‘ Oldenburger Münsterland vgl. auch Schürmann (2021).

fen, in denen man sich teils auch zu Gefangenen des eigenen Regimes gemacht hat. Heute kann ja keine Landwirtin entscheiden „Ich mache das jetzt alles anders“, denn die Landwirte sind in Zwänge eingebunden. Und funktioniert diese Wirtschaftsweise nicht auch deshalb, weil hier die Logiken dieses kapitalistisch durchorganisierten Systems komplett wirksam geworden sind?

Ohne Kapitalismus kommt man im Versuch des Verstehens nicht weiter. Eine Geschichte des Kapitalismus, die die Folgen dieser Lizenz zur unbegrenzten Gier ernst nimmt, gehört unbedingt dazu. Denn diese Gier ist eine Abkehr von allem, was wir über Tausende von Jahren landwirtschaftlicher Betätigung gelernt haben. Die Gewissheit der Vorfahren heutiger Landwirte, dass man immer ganz gut mit einem Subsistenzanteil fährt⁵, erscheint aus heutiger Sicht absurd. Kaum jemand hat heute noch einen Garten, weil er oder sie Angst hat, dass das Angebot im Supermarkt versiegt. Diese Subsistenzfunktion von Hausgärten ist längst verloren gegangen. Es braucht eine Geschichte des Kapitalismus, die dessen Krisenhaftigkeit ernst nimmt.

Mental stecken wir in Deutschland etwa immer noch tief in der Zeit des Wirtschaftswunders. Wir glauben immer noch, dass Krisen außergewöhnliche Situationen sind, die räumlich, zeitlich und hinsichtlich ihres Ausmaßes begrenzt auftreten.⁶ COVID-19 war da ein Musterbeispiel. Das waren in der öffentlichen Wahrnehmung ein paar Monate, die sehr unangenehm waren, aber das ist jetzt vorbei, und jetzt geht es weiter. Ich habe in Birmingham vergangenes Jahr eine Lehrveranstaltung gemacht, in der ich meine Studierenden gezielt nach ihrem Krisenverständnis gefragt habe. Da zeigte sich, wie wenig die herkömmliche Idee von Krise der Lebenserfahrung britischer Menschen Anfang 20 entspricht. Finanzkrise, Brexit, Corona, Ukraine – das Leben von heutigen Studierenden ist eine derartige Kaskade von Krisen, dass die Vorstellung, es gäbe jenseits der Krise eine stabile Normalität, überhaupt nicht mehr plausibel ist. Das ist ein wesentlicher Aspekt, den wir in unser Verständnis von Kapitalismus hineinbringen müssen.

In der marxistischen Orthodoxie waren kapitalistische Krisen das Vorspiel für die Revolution. Wir erleben aber gerade wieder einmal,

⁵ Zu den historischen Formen agrarischer Subsistenzökonomien vgl. Schläppi (2017).

⁶ Zum zeitlich variablen Krisenverständnis vgl. auch Dinkl/Fenske/Hamm/Linzner (2023).

dass der Kapitalismus verdammt gut darin ist, sich wieder aufzurappeln und irgendwie weiter zu stolpern. Stolpern als eine Normalsituation: Das wirft die Frage auf, wie das der Kapitalismus eigentlich schafft. Damit rücken die Modi der Krisenbewältigung im ständigen Wandel in den Mittelpunkt. Die Monokulturen, die sich in den 1950er und 1960er Jahren zu etablieren begannen, sind andere als die, die wir heute haben. Wir haben in den letzten Jahrzehnten erlebt, dass Monokulturen immer wieder die Kurve bekommen haben. Dabei wurden Krisen keineswegs immer gelöst, aber man hat es trotzdem geschafft, weiterzuarbeiten und diese profitorientierte Landwirtschaft weiter zu betreiben. Das zu analysieren haben wir uns mit unserem Forschungsprojekt über Monokulturen vorgenommen – ohne irgendwelche Vorannahme über das Ende der Geschichte. Vielleicht haben wir bislang einfach nur Glück gehabt, und in 100 Jahren schreiben wir dann die Weltgeschichte der Monokultur als einen spektakulären Exzess, der sich nach und nach ausbrannte.

Können Sie bitte kurz erläutern, was das Wesentliche an Ihrem Monokulturen-Projekt ist, worum es Ihnen geht und welche Hoffnungen Sie damit verbinden?

Ich möchte, dass das Nichtmenschliche endlich den Platz in der Geschichte erhält, den es braucht – in seiner ganzen verstörenden Vielfalt. Wir sollten Umwelt viel breiter verstehen, nämlich als unsere Lebensgrundlage mit all den Widersprüchen und Spannungen, die das impliziert. In meinen Arbeiten geht es immer darum, wie man auf einem Planeten, der gewiss keine acht Milliarden Menschen von seinen Bedingungen her willkommen heißt, weiterlebt. Wie können wir uns hier ernähren, Lebendiges mit Wasser versorgen, Stadtluft atmen, von der man nicht krank wird, usw.? Es geht darum, diese Lebensgrundlagen als kontingent in den Blick zu nehmen.

Wenn man so breit ansetzt, merkt man, dass all die Parameter, die wir uns bislang zurechtgelegt haben, zweifelhaft geworden sind. Eine wichtige Erfahrung aus der Globalgeschichte ist, dass die Dinge, die im eigenen Land, im eigenen Erfahrungsraum selbstverständlich erscheinen, im planetaren Rahmen nicht selbstverständlich sind. Das ist mir in meiner Zeit im Rachel Carson Center in München⁷, deutlich

⁷ Frank Uekötter war von 2008 bis 2011 Deputy Director im Rachel Carson Center for Environment and Society in München. Nähere Informationen zu diesem

geworden: Wir brauchen eine neue Synthese. Alles, was man an traditionellen Parametern hat, funktioniert nicht mehr. Der Heureka-Moment war, als mich ein deutscher Kollege fragte, „wie das alles zusammenkommt“. Da merkte ich: Ich schreibe eine Geschichte, in der die Dinge eben nicht in irgendeiner Ordnung zusammenkamen, und mein Thema war, wie diese Situation historisch entstand. Komplikationen fallen nicht vom Himmel, sie werden von Menschen gemacht in bestimmten historischen Konstellationen.

Das Resultat war dann mein Buch *Im Strudel* (Uekötter 2020), das jetzt Ausgangspunkt meines Monokultur-Projekts ist. Wenn man sich die globale Moderne vorstellt als so einen tosenden, sehr komplizierten, ziemlich großen, ziemlich brutalen Strudel, dann stellt sich die Frage, wie da eigentlich so etwas Kompliziertes und Fragiles wie die moderne Ernährungswirtschaft entstehen kann. Monokulturen wirken ja oft geradezu monumental, unbesiegbar, unbezwingbar, alternativlos, aber wenn man genau hinschaut, sind sie ein ständiges Krisenmanagement, ein ständiges Improvisieren, ein ständiges Sich-irgendwie-durchhangeln. Hydraulische Metaphern mögen nicht jedermanns Sache sein, aber sie sind ein guter Weg, diese wechselseitige Verschränkung von brutaler Eigendynamik und Fragilität konzeptionell zu greifen.

Wenn es in dem Projekt über Monokulturen also auch darum geht, nachzuvollziehen, wie wir da hingekommen sind, wo wir jetzt gerade sind, in einer ziemlich schwierigen Situation nämlich, was bedeutet das für das Thema des Forschungskolloquiums? Wie gehören Seuchen und Monokultur zusammen?

Keine Monokultur existiert auf Dauer ohne eine biologische Gefährdung. Es ist ja kein Zufall, dass wir draußen in der Natur in den seltensten Fällen so etwas wie eine Monokultur finden. Nach COVID-19 ist das etwas, das jeder von uns im Alltagsversuch gelernt hat: Wenn man viele Mitglieder derselben Spezies auf engem Raum zusammenführt, dann springen die Krankheitserreger mit hoher Geschwindigkeit über, und die Wahrscheinlichkeit einer Krankheit, eines Pilzbefalls, der Verbreitung eines Schadinsekts oder auch einer Kombination davon steigt dramatisch an. Jede Monokultur erfährt früher oder später diese Momente existentieller biologischer Krisen. Das ist der kriti-

2009 gegründeten Forschungszentrum zu Umweltfragen vgl. https://www.carsoncenter.uni-muenchen.de/about_rcc/index.html, 3. Februar 2023.

sche Moment von Monokultur. Meinem Eindruck nach führen solche Momente allerdings bislang nicht zur Kurskorrektur, also zu mehr Diversität, sondern umgekehrt eher zu einer Radikalisierung. Es wird nach neuen Wegen gesucht, mit den Gefährdungen umzugehen.

Ohne eine tiefe Beschäftigung mit Wissenschaft und Technik kommt man da nicht weiter. Beide liefern viele der Mittel, zu denen gegriffen wird, und das sind keine einfachen Mittel. Jede technische Lösung bringt einen Rattenschwanz von weiteren Problemen mit sich, die das gesamte Projekt dann wieder formen. Ich habe bisher keine biologische Krise gefunden, die nicht letztlich dazu geführt hat, dass der Kapital- und Technikeinsatz größer wurde mit all den Folgen, die das für Landwirte hatte. Es hat Konsequenzen etwa hinsichtlich der Abhängigkeiten der Betriebe, dass man beispielsweise wesentliche Teile des eigenen Produktionswissens externalisiert. Das macht abhängig von Beratern, von fremdem Wissen und damit von Wissen, das man nicht mehr eigenständig überprüfen kann. Es entsteht eine neue Art des Arbeitens in Netzwerken und neue Pfadabhängigkeiten. Letztlich wurden Krisen nicht wirklich gelöst, sondern in neue, wiederum krisenträchtige Arrangements überführt.

Das heißt, dass in Monokulturen immer auch Seuchen eingepreist sind und daher die Notwendigkeit steter Seuchenprävention?

Wen Sie unter „eingepreist“ verstehen, dass Monokulturen und Seuchen untrennbar verbunden sind, dann trifft das absolut zu. Wenn es allerdings um die konkreten ökonomischen Folgen geht: Die werden oft gerade nicht „eingepreist“. Die ökonomischen Folgen eines großen Ausbruchs der afrikanischen Schweinepest zum Beispiel wären unermesslich, und das sprengt gewissermaßen alles, was man an Risikokalkulationen machen kann. Einzelne Betriebe mögen noch isoliert werden können, aber der Preis eines flächenhaften Ausbruchs ist buchstäblich unkalkulierbar. Das ist übrigens auch ein historisches Argument. Bei meinen Arbeiten zur europäischen Schweinepest habe ich gesehen, dass die ungeheuren Kosten der große Treiber des veränderten Umgangs mit der Seuche sind, und zwar weg von einem bloßen Verwalten hin zu einem neuen Seuchenregime, das dann seit den 1970er Jahren darauf zielte, das Virus vollständig aus den Tierbeständen in der Bundesrepublik und dann der Europäischen Union fernzuhalten. Diese entscheidende Veränderung hat meinem Eindruck

nach viel damit zu tun, dass die Tierseuchenkasse den bisherigen Umgang mit der Seuche nicht mehr finanzieren konnte. Man kann bezweifeln, ob der Kontostand der Tierseuchenkasse das zentrale Argument für seuchenhygienische Entscheidungen sein sollte, aber Monokulturen haben ihre eigene Rationalität. Sie belohnen das Streben, mit neuen Regeln und neuen Techniken irgendwie weiter zu kommen, und langfristig sind wir sowieso alle tot.

Auch wenn das nach Corona niemand hören will: Es kann immer ein neues Virus kommen. Es ist sogar ziemlich wahrscheinlich. Mein Eindruck ist, dass diese Gefährdungen derzeit dramatischer und brutaler werden. Ich möchte das ungern mit einem apokalyptischen Tonfall versehen, aber vielleicht ist das Experiment Monokultur auch eines, bei dem wir gerade merken, dass der Preis dafür drastisch steigt. Egal wohin man schaut – Olivenhaine im Mittelmeerraum, Mandelbäume auf Mallorca oder eben Schweinehaltung in Nordwestdeutschland – überall wird eine Fragilität sichtbar, die wir lange verdrängt und mit technischen Lösungen eingehegt haben. Und diese Fragilität vergrößert sich ziemlich stetig.

Sehen Sie Unterschiede im Hinblick auf die verschiedenen in agrarisches Wirtschaften eingebundenen Spezies, also ob ich es mit einer pflanzenorientierten Wirtschaft oder mit tierhaltenden Betrieben zu tun habe? Sehen Sie Unterschiede in den unterschiedlichen Monokulturen?

Nicht so viele, wie ich mir wünschen würde. Die Grundlogik der Monokultur ist die Fiktion, man könne Dinge mit Zahlen und Relationen erfassen. Dass mit Blick auf Lebewesen da etwas Wesentliches nicht beachtet wird, ist offenkundig, aber zugleich ist dies die unausgesprochene Wahrheit von so vielen Verfahren der Monokultur. Ich habe in meinem Buch *Im Strudel* im Kapitel über das Käfighuhn an diesem Mythos gekratzt. Diese ganze Sorge um Käfighaltung und das Leid der Legehennen ist keineswegs erst im Zuge der Umweltbewegungen thematisiert worden. Den Menschen war von Anfang an klar, dass hier eine Schwelle überschritten worden ist. Hier vollzog sich eine neue Dimension der Technisierung, eine Quantifizierung des Lebendigen, die tatsächlich eine ganz fundamentale Veränderung im Mensch-Tier-Verhältnis markiert. Das Tragische ist, dass aus diesem Bewusstsein keine Lösungen entstanden sind, sondern der Sog der

Monokultur, das Magische der Monokultur, stärker war als alle tierethischen Bedenken.

Was machte Monokulturen trotz ihrer Mängel so überzeugend? Anders gefragt: Warum konnten sie sich durchsetzen?

Für mich ist der Glaube an Monokultur im Grunde genommen eine Form des magischen Denkens. Und zwar des magischen Denkens nicht als Hokusfokus oder als Glaube an übernatürliche Kräfte, sondern als ein Wunschdenken, getrieben von der unendlichen Gier des modernen Kapitalismus. Sicher gibt es in Monokulturen auch Fragmente rationalen Kalkulierens, Hoffnungen und Erfahrungen, die sich jedoch nicht zu einem stringenten Konzept verdichten. Diese Fragmente machen Monokultur nicht zu einem rationalen Projekt, vielmehr treiben sie uns immer wieder dazu an, dieser Magie zu folgen. Zu Monokultur gehört die Vorstellung einer Manipulierbarkeit, Veränderbarkeit, Optimierbarkeit und Reparierbarkeit von Natur. Das sind Vorstellungen, die zurückgehen auf das Projekt der Aufklärung. Die über zweihundertjährige Erfahrung der Manipulierbarkeit, Optimierbarkeit und Verbesserbarkeit landwirtschaftlicher Erzeugung ist der eine Strang in dieser Geschichte. Der zweite Strang ist die Hoffnung, Monokultur würde Dinge einfacher machen. Diese große Illusion wurde in Deutschland etwa unter dem Schlagwort „Betriebsvereinfachung“ diskutiert. Gemeint ist damit die Hoffnung, wenn man weniger Pflanzen hat, dann würde das Projekt automatisch einfacher. Das wird sie nicht, weil wir wissen, dass Monokultur nicht einfach ist, sondern kompliziert in ihrer eigenen Art und Weise. Aber die Hoffnung auf kognitive Vereinfachung ist eine, die sich durch die Geschichte der Landwirtschaft durchzieht und endlos verlängerbar ist.

Der moderne Schweinehalter ist ja nicht mehr Schweinespezialist, sondern Ferkelspezialist oder Mäster – man kann es immer noch weiter treiben mit der Spezialisierung und Vereinfachung. Die Hoffnung, es würde einfacher, scheint Teil dieses magischen Denkens zu sein. Es gibt noch etwas Drittes, und das ist gerade tatsächlich die größte Baustelle in meinem Projekt: Zum mentalen Inventar der Monokulturbetreiber gehört ein Kriegerhabitus. Man meint, mit rigiden Regeln, mit einer großen Disziplin und auch einer großen technischen Kompetenz, die ja auch zum modernen Krieger dazugehört, viel zu erreichen. Der moderne Soldat ist ja auch nicht nur tapfer oder todesmutig,

sondern vor allem ist er technologisch hochgerüstet und kompetent. Die heutige Landwirtschaft braucht eine Art Soldaten der Monokultur, mit all den Dingen, die zum Militär dazugehören, wie das Arbeiten im Team, die Vorstellung der vernetzten Arbeit usw. Dazu gehört auch eine scharfe Trennlinie gegenüber den Zivilisten und die Tatsache, dass man vieles von dem, was das Militär macht, nach außen nicht kommunizieren kann. Da gibt es eine Ähnlichkeit von Verhaltensmodi, die ich derzeit weiterverfolge. Man braucht offenbar eine bestimmte Art von technikbewaffneter Maskulinität, um dieses Projekt Monokultur durchzuziehen.

Ist das Festhalten an Monokultur im Interesse von Gesellschaften, die ja gerne vermeiden möchten, dass wir weiterhin von Epidemie zu Epidemie ziehen?

Um mit dem Soziologen Niklas Luhmann zu sprechen, Gesellschaft hat halt keine Adresse (1998: 866). Wenn Monokultur oder überhaupt die Entwicklungsrichtung unserer modernen Ernährung eine Frage von ethischen Prinzipien wäre, dann hätten wir dieses System nicht. Wenn wir also konkret die Frage stellen würden, ob wir das wirklich wollen – dann wäre die Antwort: Um Gottes Willen, nein! Damit ist es auch eines der Motive in meinem Forschungsprojekt, über diese moralische Kritik hinauszukommen, die zum mentalen Inventar eines jeden kritischen Zeitgenossen gehört. Mit moralischen Überzeugungen allein kommt man gegen diesen riesigen Komplex von Technik und Wissen nicht weit. Das Sentimentale perlt an solchen Produktionsregimen einfach ab. Aber wenn man die richtigen Stellschrauben findet, kommt man vielleicht weiter.

Ich beschäftige mich schon lange mit dem Thema Landwirtschaft. 2003 habe ich das erste Mal von der Deutschen Forschungsgemeinschaft Gelder für ein agrarhistorisches Projekt bekommen, bin dann weiter gefördert worden von der VolkswagenStiftung. Was mir gleich zu Beginn meiner Forschungen an der deutschen Landwirtschaft auf-fiel, war das Vorherrschen einer überaus konfrontativen Situation. Es gab damals die Agrarwende der damaligen Bundesministerin für Verbraucherschutz, Ernährung und Landwirtschaft Renate Künast, es gab BSE als frische Erfahrung und die Bestrebung, den Ökolandbau zu stärken. In der Landwirtschaft selbst herrschte noch ein Gefühl „Wir gegen die Ökos“ vor. Das scheint sich seitdem geändert zu ha-

ben, jedenfalls unter deutschen Produzenten. Man hat gemerkt, dass die Landwirtschaft sich als Ganzes im Sinne von mehr Nachhaltigkeit verändern muss. Denn mit dieser bisherigen Landwirtschaft ist man in einem permanenten Krisenmodus, und auch nur halbwegs umwelt- oder zeitbewusste Praktiker können die Gesellschaft auf Dauer nicht ignorieren. Das sind schließlich die Menschen, die die landwirtschaftlichen Produkte kaufen und mit ihren Steuern subventionieren. Auf Dauer war es nicht hilfreich, sich in diesen Antagonismus hineinzusteigern. Das war oft auch eine Generationenfrage. Vor zwanzig Jahren gab es durchaus noch Landwirte, die die Frage nach ihrer Düngerbilanz als eine Verletzung der bäuerlichen Ehre betrachtet haben. Heute hat jeder Praktiker mitbekommen, dass man nicht überdüngen darf, und es gibt zumindest die Idee einer Rechenschaftspflicht. Man kann mit den Praktikern also durchaus reden, und diese sind keinesfalls so beratungsresistent, wie es gelegentlich dargestellt wird.

Die Ergebnisse unseres Forschungsprojekts für Praktiker verfügbar zu machen, ist uns wichtig. Deshalb planen wir auch, am Ende nicht nur das dicke wissenschaftliche Buch zu produzieren, sondern auch kurze konzise Instruktionen für die landwirtschaftlichen Insider.

Das heißt, das System Monokultur wird weiterbestehen?

Das Fatale an der Situation, in der wir gerade sind, ist ja, dass wir ohne Monokultur nicht leben können. Wenn plötzlich alle monokulturell wirtschaftenden Betriebe ihren Geist aufgeben würden, dann könnten wir nur noch wenige Monate mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln der Produktion überleben. Es gibt also keine ernsthafte Alternative dazu, das System mit vielen kleinen Schritten in die richtige Richtung zu treiben. Aber wie gesagt, es ist kein System – da merken Sie, wie auch eine neue Geschichte des Kapitalismus immer in diesen Systembegriffen, in diesen majestätischen Termini, redet. Ich rede über Landwirtschaft als eine ständige Praxis, die täglich neu formuliert wird, und jede Praxis kann man in unterschiedliche Richtungen entwickeln. Man kann jene Kräfte weiterlaufen lassen, die bislang dominieren: die Profitgier mit der Möglichkeit, ökologische Kosten zu externalisieren. Aber wir können eben auch die Anreize umgekehrt setzen. Das ist ein Generationenprojekt, es braucht eine Menge an Wissen, und ein entsprechender Wandel kann nur *mit* der Agrarszene gestaltet werden.

Welche Rolle spielen in diesem Zusammenhang Geschichte und Geschichten?

Geschichte ist die unverzichtbare und weithin unterschätzte Ressource, wenn man das Ganze als Resultat vieler kleiner Schritte betrachtet. Dann kommt man um einen historischen Weg gar nicht herum. Die Ambition des Projekts ist, allgemeine Muster, Verhaltensdispositionen, Einstellungen, kritische Figuren, Möglichkeiten der Improvisation, Lösungsmodi von Monokulturen weltweit zu verstehen. Erst dann wird man ein bisschen besser wissen, wo man ansetzen muss. Der einzige Weg, Monokultur wirklich zu verstehen und nicht nur an Symptomen zu laborieren, ist der Blick auf die historische Genese.

Geht es dabei auch darum, neue Geschichten, neue Erzählungen zu finden?

Das ist mir sogar sehr wichtig. Wir sind in einer Situation, in der wir neue Narrative brauchen, um an die Praktiker ranzukommen, um als Wissenschaftler Teil dieses laufenden Versuchs zu werden, die Eigen-dynamik der Monokulturen einzufangen. Zugleich können wir damit eine spannende Geschichte erzählen und dieses große Loch des Materiellen ein wenig füllen. Das ist eine grundlegende Herausforderung für Geschichtswissenschaft, weil die einfache lineare Narration, die einfachen Kontraste zwischen den Helden und den Schurken nicht mehr funktionieren.

Bei den Erzählungen über Monokultur geht es darum, dass man viele unterschiedliche Aspekte berücksichtigen muss: Man muss die Konsumenten mitnehmen; man muss Anreize für die Produzenten liefern; man braucht eine immer noch große Zahl von Menschen, die mit ihren Händen arbeiten; man braucht einen gesetzlichen Rahmen. All diese Dinge haben ihre Ambivalenzen, daher muss man da immer auf mehreren Ebenen ethisch denken und vor allem diese verschiedenen Aspekte zusammenbringen. Das ist eine große Herausforderung! Ich glaube, wir können aus dem Umgang der Landwirtschaft mit ökologischen Herausforderungen auch viel über den Umgang mit anderen vielschichtigen Herausforderungen lernen, denn Monokultur ist nicht die einzige komplexe Herausforderung vor der wir stehen. Es ist Zeit dafür, Geschichten zu erzählen, die komplexe Zusammenhänge nicht in einfache Schemata zurückführen. Wir brauchen Narrationen, die der Komplexität unserer Lebenswelten gewachsen sind. Umwelt-

geschichte kann ein Motor der Veränderung auch für die Narration historischen Werdens im gesamten Fach Geschichtswissenschaft werden.

Herr Uekötter, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Literatur

- Dinkl, Susanne/Fenske, Michaela/Hamm, Joachim/Linzner, Felix (Hg.): Katastrophen, Fluten, Weltenbrände. Erzählungen von Krisen und Chancen vom Mittelalter bis heute. Würzburg 2023.
- Fenske, Michaela/Peselmann, Arnika/Best, Daniel (Hg.): Ländliches Vielfach! Leben und Wirtschaften in erweiterten sozialen Entitäten. Würzburg 2021.
- Fitzgerald, F. Scott: The Crack-Up. Richmond 2018.
- Luhmann, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1998.
- Schläppi, Daniel: Logiken der Subsistenz in historischer Perspektive. Der wirtschaftlich tragfähige Haushalt als gesellschaftliche und politische Leitgröße der Vormoderne. In: Poehls, Kerstin/Scholze-Irrlitz, Leonore/Vetter, Andrea (Hg.): Strategien der Subsistenz. Neue, prekäre, subversive und moralische Ökonomien. Berlin 2017: 31–47.
- Schürmann, Thomas: Höfe vor der Nachfolge. Landwirtschaft und bäuerliches Selbstverständnis im Münsterland. Cloppenburg 2021.
- Uekötter, Frank: Atomare Demokratie. Eine Geschichte der Kernenergie in Deutschland. Stuttgart 2022.
- Uekötter, Frank: Einfach war gestern. Über Umweltpolitik in unruhigen Zeiten. München 2021.
- Frank Uekötter: Im Strudel. Eine Umweltgeschichte der modernen Welt. Frankfurt am Main 2020.
- Uekötter, Frank: Von Vögeln, Mächten und Bienen. Die Geschichte des Landesbunds für Vogelschutz in Bayern. Göttingen 2020
- Uekötter, Frank: Die Wahrheit ist auf dem Feld. Eine Wissenschaftsgeschichte der deutschen Landwirtschaft. Göttingen 2010.
- Wittmann, Barbara: Intensivtierhaltung. Landwirtschaftliche Positionierungen im Spannungsfeld von Ökologie, Ökonomie und Gesellschaft. Göttingen 2021.